

lichen und auch finanziell spürbaren Problem. Der letzte Umgang konnte 1994 in fünf Tagen nicht mehr ganz bewältigt werden.

Das Grenzsteinsetzen (Abmarken) wird zunächst als bewährt noch weitergehen. Wird aber das Feldgeschworenenwesen in Dachau und Umland auch weiterhin den nötigen Nachwuchs finden können? Der vom Landratsamt Dachau einheitlich im Landkreis festgesetzte Stundensatz betrug 1961 DM 1,80, ab 1967 DM 2,80, ab 1974 DM 5,00, ab 1980 DM 12,00, ab 1994 DM 15,00 und ab 1995 DM 20,00.

Anhang

Zur Erläuterung des Siebenergeheimnisses

Dieses Geheimnis der Grenzsteinsicherung durch Feldgeschworene ist örtlich verschieden und wird nur eingeweihten Feldgeschworenen von ihrem Obmann gesagt und gezeigt. Deswegen ist es auch den beamteten Geometern normalerweise unbekannt. Bei seiner Ausführung mussten alle anderen Personen weggehen. Nur so viel ist zu berichten: im Allgemeinen legten Feldgeschworene früher unter den zu setzenden Grenzstein ein Siebenerzeichen ins gegrabene Loch und setzten darauf den Grenzstein. So konnten sie, wenn der richtige Stand eines Grenzsteines später von jemand bezweifelt wurde, nachsehen, ob der Stein noch richtig über dem Siebenerzeichen stand. Das konnte auch zum Wiedereinsetzen umgefahrener Grenzsteine dienlich sein. In einfachsten Fällen wurden Glasscherben oder ein Holzkohlenstück als Siebenerzeichen verwendet. Die Geometer verwenden derart auch Sicherungen für ihre Hauptvermessungssteine, »Polygonsteine«, mit einem Loch an der Oberseite, darunter ist lotgenau jeweils ein senkrecht eingeschlagenes Tonrohr. Das

»Stachen« von Buben hat allenfalls auf einzelnen herausragenden Gemeindegrenzsteinen in Franken stattgefunden. In Oberbayern watschte man einfach mit Ohrfeigen den mitgebrachten besten Schüler des Ortes oder einen Feldgeschworenensohn bei der Grenzabmarkung an einem »markanten« Grenzpunkt. Dieses Stauchen oder Watschen sollte dem Jungen den »Ort der Tätigkeit« lebenslang einprägen und jederzeit wieder aufzeigen lassen.

Der Feldgeschworenen-Obmann Michael Egolf erzählte uns staatlichen Geometern auf Befragen, dass er zwar noch eigens mit seinen Initialen gebrannte Siebenerzeichen vereinzelt anwenden würde, wo er den Stand eines Grenzsteines als gefährdet betrachtete. Er vergrub jedoch schlauerweise seine Zeichen nicht zentrisch senkrecht darunter, sondern seitwärts in einem nur ihm bekannten Abstand, entweder in Grenzrichtung, senkrecht zur Grenze, in Nordrichtung oder in Richtung auf den nächst sichtbaren Kirchturm. Natürlich machte er darüber eine Aufzeichnung in seinem Feldgeschworenenbuch. Dieses ist jetzt verschollen und er hat dieses Geheimnis leider an keinen der anderen Feldgeschworenen weitergegeben, somit in sein Grab mitgenommen. Es ist nur noch ein Anwender eines örtlichen Siebenergeheimnisses im Dachauer Hinterland bekannt.

Anschrift des Verfassers:

Wolfgang Zill, Wisreuterstraße 2, 85221 Dachau

Der Verfasser des Beitrags, Dipl.-Ing. (FH) Egon Wolfgang Zill, Technischer Amtsrat a. D., geboren 1935 in Plauen/Vogtland, lebt seit 1940 in Dachau. Er war bis 1995 fast 40 Jahre lang im Vermessungsamt Dachau tätig.

Wilhelm Leibl in Graßlfing

Ein Beitrag zu seinem 100. Todestag

Von Fritz Scherer

In der umfangreichen Literatur über den Landschaftsmaler, Porträtisten und Grafiker Wilhelm Leibl und seinem Werk wird den Jahren 1873/75 – wenn überhaupt – nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Eine Ausnahme macht der Münchner Kunstkritiker und Schriftsteller Anton Sailer (1903–1987) mit seiner »Erzählung nach Tatsachen: Leibl – Ein Maler- und Jägerleben«. Dieser Beitrag will der Episode, nämlich dem knapp dreijährigen Aufenthalt in Graßlfing (damals Ortsteil der Gemeinde Geiselbullach, heute Olching, Bezirksamt bzw. Landkreis Fürstfeldbruck, Pfarrei Emmering) nachgehen. Immerhin sind in dem – neben einem Schloss und einer Wirtschaft – seinerzeit 250 Seelen in 56 Haushalten zählenden Moosdorf so berühmte Ölbilder wie »Der Schimmelreiter«, »Bildnis des Malers Karl Schuch«, »Dachauerin mit Kind« und »Zwei Dachauerinnen« entstanden. Damit war er 1874 auf die Münchner Kunstausstellung gegangen, wo er die »Goldene Medaille« erhalten hatte. Ausschlagge-

bend für diesen Aufenthalt, den er von früheren Ausflügen bereits kannte, waren wohl zwei Passionen: Malen und Jagen.

Freilich auch die zünftigen Jagdfreunde und das würzige Bier aus der nahen Klosterbrauerei Fürstfeld. Als Sohn des Domkapellmeisters Carl Leibl ist er am 23. Oktober 1844 in Köln geboren. Bald gab der besonders stark gebaute Wilhelm seine Schlosserlehre auf und begann sein Studium an der Münchner Akademie. Fast die Hälfte seines Lebens verbrachte er auf dem Land, davon knapp drei Jahre in München und dem westlich davon gelegenen Graßlfing.

Ohne seine Münchner Wohnung aufzugeben, wohnte und arbeitete Leibl zunächst in der einmal zur Dachauer Müllerzunft gehörenden »Mahlmühle« (nicht in der manchmal genannten und gleichfalls am Ascherbach liegenden »Sägmühle«) des Müllers und Gemeindevorstehers Mathias Plonner (1848–1877). Angebote nach Paris oder Wien hat er damals ausgeschlagen.



Wilhelm Leibl, Selbstporträt, 1871.

Repro: Scherer

Leibl erinnerte sich auch an seine Fähigkeiten als Grafiker. In kurzen Abständen entstand ein Zyklus von 19 Radierungen, sechs davon in Graßlfing, darunter verschiedene Porträts von Künstlern und Bauern, Landschaften und Tieren. Eine Dokumentation in der Gemeindebücherei Esting von Helga Lenz hat im Mai 2000 speziell auf diese wenig bekannte Kunstgattung Leibls aufmerksam gemacht! Seiner in Köln lebenden Mutter schrieb er: »Hier in der freien Natur und unter Naturmenschen kann man natürlich malen.«

Später ist er zum Stallmeister und Stabsveterinär Maurer beim Remonte-Depot in der ehemaligen Schwaige gezogen. Offenbar hat aber dieser Umzug der reschen Müllerin missfallen. Hat sie doch den Maler nach längerer Schaffenspause wieder zum Arbeiten angeregt und ihm, dem nicht ungerne gesehenen Zimmerherrn, in der Dachauer Tracht viele Stunden Modell gesessen. Das ihr dann geschenkte Bild ist allerdings verloren gegangen. Gekränkt soll sie aus Rache zwei Schäfer aus dem Dorf überredet haben, den »feinen Herrn« zum öffentlichen Kräfteressen aufzufordern – freilich nicht umsonst ...

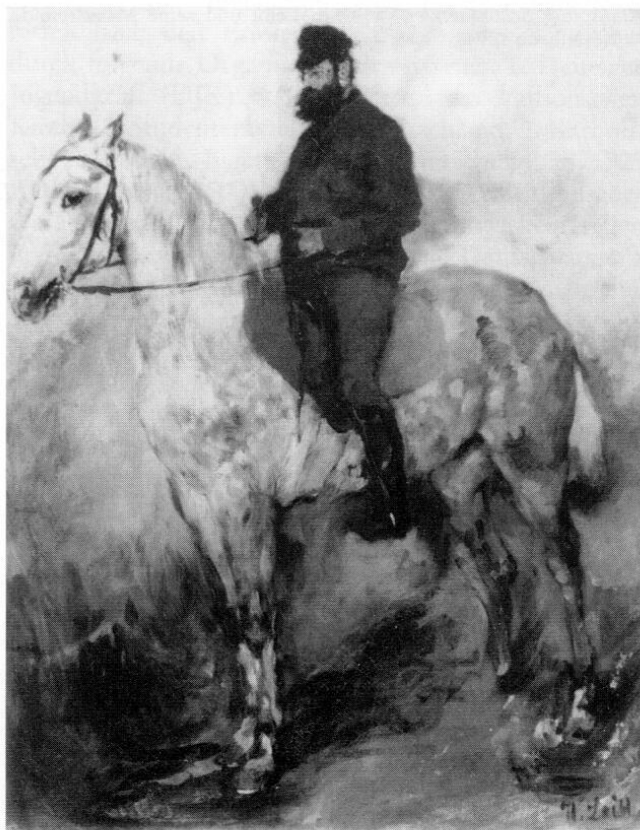
In einer Scheune der Mühle trat der kräftig gebaute Leibl in die Runde vieler neugieriger Gaffer, ließ sich die rechte Hand auf den Rücken binden und stellte sich dem Angriff. Doch blitzschnell packte seine Linke den ersten Burschen, stemmte ihn in die Luft und warf ihn in einen Haufen leerer Hühnersteigen. Dem zweiten Gegner erging es nicht viel besser, diesmal mit der riesigen rechten Hand. Zutiefst blamiert planteten beide eine hinterhältige Vergeltung.

Beim nächtlichen Heimgang von einem geselligen

Besuch im Schloss Geiselbullach lauerten sie mit einem Holzpfeil bewaffnet an der schmalen Amperbrücke auf ihn. Doch während Leibl den Ersten noch abschütteln konnte und in die Amper warf, schlug ihn der andere mit aller Wucht auf den Kopf. Der hünenhafte Mann brach bewußtlos zusammen. Zufällig fand den Schwerverletzten sein Freund Anton Blank, Kooperator von Emmering und späterer Pfarrer von Berbling bei Bad Aibling, und ließ ihn in eine Münchner Klinik bringen. Reumütig besuchte ihn die Plonnerin am Krankenbett – die beiden Täter flohen nach Tirol.

Die Genesung des Künstlers dauerte Wochen, nach Graßlfing ist er nicht mehr zurückgekehrt. Das war auch das Ende des »Leibl-Kreises«. Zunächst kümmerte er sich um den Verkauf seiner Bilder. Bald ist er nach Unterschondorf am Ammersee gezogen, wo er drei Jahre verbracht hat. Dann holte ihn Pfarrer Blank († 1878) nach Berbling, 1881 übersiedelte Leibl nach Bad Aibling und 1892 nach Kutterling. Nach verschiedenen Holland- und Belgien-Reisen erkrankte Wilhelm Leibl. Kuraufenthalte in Bad Nauheim und Würzburg brachten nur vorübergehend Besserung. Am 4. Dezember 1900 ist er in Würzburg im Alter von 56 Jahren verstorben.

Und 1972 konnte der Kölner sogar in die Ruhmeshalle in München einziehen, obwohl diese Ehrung König Ludwig I. nur für berühmte Bayern vorgesehen hatte. Seine dort aufgestellte Marmorbüste stammt von H. Faltermeier. Der Text im amtlichen Führer lautete: »... 1864 kam er nach München. Seine ersten Erfolge erntete er als Portraitist. Nach einer Begegnung mit Courbet ging er kurz nach Paris. Am bekanntesten sind seine später entstandenen Bilder aus dem bäuerlichen



»Der Schimmelreiter« (Dr. Maurer), 1872.

Repro: Scherer



»Zwei Dachauerinnen«, 1874/75.

Repro: Scherer



»Dachauerin mit Kind«, 1874/75.

Repro: Scherer

Milieu, welche nicht nur für Leibls souveräne Maltechnik zeugen, sondern auch für seinen Ernst und seine scharfe Beobachtungsgabe.«

Verwendete Literatur:

Anton Sailer: Ein Maler- und Jägerleben. Nach Tatsachen frei erzählt. München 1959.

Albert Langen: Wilhelm Leibl. Leipzig 1961.

Klaus Jörg Schönmetzler: Wilhelm Leibl und seine Malerfreunde. Rosenheim 1994.

Götz Czmmek/Christian Lenz: Wilhelm Leibl zum 150. Geburtstag. München 1994.

Konrad Bauer/Tobias Weger/Fritz Scherer: Geschichte der Gemeinde Olching. Dachau 1994.

Armin Jüngling/H. Müller-Brunke: Wilhelm Leibl. Bilderreise durch ein Leben. München-Wien 1984.

Clemens Böhne: Chronik Geiselbullach. Geschichte eines Moosdorfes. Geiselbullach 1975.

Anschrift des Verfassers:

Fritz Scherer, Jahnstraße 15, 82140 Olching

Konfessionelle Jugend und Hitler-Jugend in Fürstfeldbruck

Von Florian Christner

Die Jahrhundertwende um 1900 war die Geburtsstunde der Jugendbewegung. Jugendliche schlossen sich zusammen, um ihr Leben erstmals selbst zu gestalten. Allgemein kann gesagt werden, dass der Auslöser für die Verselbständigung der Jugendlichen sowohl in der strengen Erziehung in Elternhaus und Schule, als auch im konservativen Zeitgeist in der Wilhelminischen Ära zu suchen ist. Es begann mit unpolitischen Wandergruppen wie zum Beispiel dem Wandervogel! Die Jugend war nicht mehr gewillt, sich von Erwachsenen instrumentalisieren zu lassen und wollte selbständig sein. Aus diesen Bestrebungen entstand die sogenannte »Meißnerformel«, die die programmatische Grundlage der Freideutschen Jugend bildete und am 12. Oktober 1913 auf dem Berg Hoher Meißner verkündet wurde: »Die freideutsche Jugend will ihr Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer

Wahrhaftigkeit gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.«² Auf dieser Basis lassen sich auch alle anderen Bünde verstehen.

Charakteristisch war für alle Bünde das Wandern, das Lagerleben, das man heute noch bei den Pfadfindern vorfindet, die Pflege des Volkstanzes und -liedes, das Laienschauspiel und die jugendlich auffallende, meist in den jeweiligen Gruppen einheitliche Kleidung. Alles das war »bündisch«, auch wenn sie nicht weltanschaulich frei, sondern konfessionell gebunden waren. Obwohl die Definition der »Bündischen Jugend« fast immer auf die freien Bünde beschränkt ist, orientierte sich durchaus auch die christliche Jugend an der Bündischen Jugend. Bezeichnenderweise fanden viele bündische Aktivisten nach der Machtergreifung 1933 bei den religiösen Verbänden Unterschlupf.